Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 21 (1995)

Heft: 2

Artikel: Soziologen sind auch nur Menschen

Autor: Bögenhold, Dieter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-814761

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SOZIOLOGEN SIND AUCH NUR MENSCHEN *

Dieter Bögenhold
Universität Bremen, ZWE „Arbeit und Region"

Mit schöner Regelmäßigkeit gibt es auch unter etablierten Soziologen immer wieder Stimmen, die in der einen oder anderen Tonlage Kritik am Leistungsvermögen der Soziologie und am Zustand der Disziplin üben (um nur einige zu nennen: Sorokin 1956, Mills 1959, Boudon 1971, Gouldner 1972, Schelsky 1975). Gegenwärtig scheinen diese soziologiekritischen Selbstreflexionen aber in gewisser Weise zu kulminieren. So beklagt beispielsweise der amerikanische Soziologe Richard Sennett (1994) das „Ende der Soziologie", Irving Horowitz spricht von einer „Dekomposition der Soziologie" (1993), und Peter L. Berger, dessen „Einladung zur Soziologie" seit ihrer amerikanischen Originalfassung (1963) für viele Jahre geradezu zur Pflichtlektüre von jungen Soziologiestudenten geworden war, fragt nun in der *Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie* pointiert, ob Soziologie überhaupt noch Sinn mache (Berger 1994). Es ist sicherlich auch die ein wenig überraschende „Wendung" von Peter L. Berger (1994) als Autor, die seinem Essay die ihm eigene Note der Provokation verlieh und die zwischenzeitlich zu verschiedenen weiteren Stellungnahmen (Mayntz 1994, Coenen-Huther 1995) führte. So finden letztlich zwei Herzen in der Brust eines mit der Soziologie gleichzeitig in Passion und kritischer Distanz umhergehenden Soziologen Platz und lassen fragen, was sich hinter diesen Selbstthematisierungen verbirgt. Soll man Studienanfänger heute noch offensiv zur Soziologie einladen? Und, wenn ja, welche rationalen Motive lassen sich diesbezüglich anführen, und zwar außer denen, daß es im eigenen Interesse derjenigen Soziologen liegt, die bereits in Ämtern (des öffentlichen Dienstes) sind und die die Studenten als Legitimationsgrundlage ihres Tuns und ihrer Bezahlung benötigen? Die vorliegenden Ausführungen schließen sich weniger an die eher optimistischen Ausführungen von Renate Mayntz (1994) an, sondern liegen in der Tendenz näher bei den Argumenten von Peter L. Berger (1994) und Jacques Coenen-Huther (1995), zu denen freilich in spezifischer Weise ein eigener Akzent gesetzt wird.

---

* Der Beitrag stellt eine überarbeitete und gekürzte Fassung eines Beitrages dar, der zuerst unter dem Titel *„Mythenjäger im Konvoi"* in der Festschrift zum 65. Geburtstag von Heinz Hartmann erschien: *Soziale Welt und soziologische Praxis. Soziologie als Beruf und Programm*, Göttingen: Otto Schwarz & Co. 1995, 293–304 (herausgegeben von D. Bögenhold, D. Hoffmeister, Ch. Jasper, E. Kemper, G. Solf).

Die Soziologie kann man ebenso wie viele andere Dinge von zwei Seiten her betrachten, nämlich von „außen“ und von „innen“. Sehen wir als Soziologen die Soziologie von innen, so ergeben sich wiederum zwei verschiedene Kommunikationsfronten. So macht es einen gravierenden Unterschied, ob wir als Soziologen einen für die Soziologie werbenden Standpunkt gegenüber Nicht-Soziologen einnehmen oder ob wir uns kritisch an die Adresse der Vertreter des eigenen Faches mit dem Zustand der Soziologie und ihrer Akteure auseinandersetzen. Die vorliegenden Überlegungen zielen auf dieses ambivalente Spannungsverhältnis dieser beiden Perspektiven.

Soziales Handeln vollzieht sich bekanntlich über Prozesse der Habitualisierung und Institutionalisierung, wie dieses Berger und Luckmann bereits in ihrer Studie „The Social Construction of Reality“ (1966) plausibel darlegten. Die Institutionaliserung von Handeln und seinen Handlungsvollzügen hat dabei einen Rationalisierungsvorteil in der Art, daß nicht jeder neue Handlungsakt stets neu gedacht und konstruiert zu werden braucht. Auf einer generelleren Ebene lassen sich die dem institutionalisierten Handeln zugrunde liegenden Deutungsmuster als Ideologien erkennen. Unter wissenssoziologischem Gesichtspunkt fungieren Ideologien solchermaßen als Sparmaßnahmen, mit deren Hilfe sich der einzelne seine Umwelt einrichtet und der eine „Weltanschauung“ korrespondiert. Der individuelle Entscheidungsprozeß wird durch Ideologien im Sinne von Sparmaßnahmen abgekürzt (North 1988, 48 ff.).

Aufgabe und Gegenstand der Soziologie gleichermaßen ist es bekanntlich nun, hier systematisch angeleitete und intersubjektiv überprüfbare Dekonstruktionsarbeit anzusetzen. So wie der Psychoanalytiker von Berufs wegen zwischen sich und seinem Patienten Brücke *und* Graben haben muß und erst mit dem zweiten oder dritten Blick hinter den Worten die latenten (Sinn-)Strukturen zu erfassen sucht, so verfährt auch der Soziologe mit seinem soziologischen Gegenstandsobjekt: Er hat mit anderen Worten ideologiekritisch zu sein und muß stets das reflektieren, was anderen als nicht reflektierter Hintergrund alltäglichen Handelns dient.

Daß Soziologen über diese anspruchsvollen Talente verfügen, wird von diesen heute stillschweigend vorausgesetzt. Die Fähigkeit, diesen besonderen Blick zur Dekonstruktion des Alltäglichen auch zu haben, wird als Selbstverständlichkeit heute unterstellt. Die Frage lautet nicht, *ob* methodisch kontrolliertes Fremdverstehen überhaupt möglich ist, sondern bestenfalls, *wie* es am adäquatesten unter Anwendung welchen Methodendesigns erreicht werden kann.

So werden Soziologen in ihrem idealisierten Berufsprofil als Entschlüsseler von Ideologiecodes wahrgenommen, mit denen Gruppen von Menschen ihr Verhalten rationalisieren. In diesem Sinne hatte *Norbert Elias* der Soziologie das konzediert, was seiner Ansicht nach auch für andere Wissenschaften gelte, nämlich daß sie eine permanente *Mythenjagd* betreibe. Wissenschaftlich denkende Gruppen von Menschen seien zunächst einmal Gruppen, „die in ihrer Gesellschaft herrschende Kollektivvorstellungen, selbst wenn sie sich auf anerkannte Autoritäten stützen, kritisieren oder verwerfen, weil sie im Zusammenhang mit systematischen Einzeluntersuchungen herausgefunden haben, daß diese Kollektivvorstellungen nicht mit den beobachtbaren Tatsachen übereinstimmen. *Wissenschaftler sind mit anderen Worten Mythenjäger*; sie bemühen sich, durch Tatsachenbeobachtung nicht zu belegende Bilder von Geschehenszusammenhängen, Mythen, Glaubensvorstellungen und metaphysische Spekulationen durch Theorien zu ersetzen, also durch Modelle von Zusammenhängen, die durch Tatsachenbeobachtungen überprüfbar, belegbar und korrigierbar sind. Diese Mythenjagd, die Entlarvung von zusammenfassenden Vorstellungsmythen als faktisch unfundiert, bleibt immer eine Aufgabe der Wissenschaften, denn innerhalb oder außerhalb der Gruppe von wissenschaftlichen Spezialisten verwandelt man wissenschaftliche Theorien selbst häufig genug in Glaubenssysteme“ (Elias 1981, 53,54, Hervorh. im Orig.).

In einer solchen Stilisierung steht die Figur des Soziologen in dem attraktivem Licht des Aufklärers. Anders als die Naturwissenschaftler, die zu ihrem Untersuchungsgegenstand in der Regel eine spezifische Distanz und Differenz haben, lebt der Soziologe mit seinen Objekten gemeinsam in natürlicher Umgebung. Gerade dieser Unterschied zwischen physikalischer und gesellschaftlicher Natur verweist auf die differentia specifica der Arbeit des Sozialforschers, da dieser stets selber ein Kind seiner Zeit ist und normative Regelsysteme und Erkenntnisziele inkorporiert hat. Die Rolle des Soziologen ist es also, einen mindestens doppelten Reflektionsbogen zu vollziehen, nämlich soziales Handeln und zugrundeliegenden Sinn anderer zu interpretieren und dabei den eigenen schwankenden Interpretationsboden als Basis der Betrachtungskoordinaten zu transzendieren.

Diese fundamentale Schwierigkeit ist, wenn man die Geschichte der Sozialwissenschaften – oder eingeschränkter: der Soziologie – der letzten hundert Jahre etwa vor Augen hat, zwar immer wieder diskursiv prinzipialisiert, aber letztlich nicht in Richtung solcher Aussagen getrieben worden, die mehr sind als Theorien, die untereinander häufig in Konkurrenz stehen. Ob es der Methodenstreit zwischen Schmoller (1883) und Menger (1883), der Werturteilsstreit zwischen Max Weber (und seinen Anhängern) und

Gegnern im Verein für Sozialpolitik (vgl. rückblickend Keuth 1989, und anhaltend Apel, Kettner (eds.), 1994) oder später der Positivismusstreit (vgl. Adorno et al. (eds.), 1969, Albert, Topitsch (eds.), 1979) war, stets ging es dabei (nicht nur, aber auch) um (verschiedene) Möglichkeiten und Grenzen und Aufgaben *der* Soziologie. Auch dort, wo etwa eingeschränkter über das Verhältnis von Soziologie und sogenannter Praxis (Beck 1980) oder über die Beziehungen zwischen Empirie und Theorie (Nowak 1989, Mayer 1989) reflektiert wurde, ging es meist um relativ universale (An-) Fragen an die Adresse *der* Soziologie. Aber die Frage ist doch, ob es *die* Soziologie in dieser universellen Form als Ein-Typ-Disziplin überhaupt gibt.

Selbstverständlich macht es Sinn, Wissenschaft als eine „Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn" (Luhmann 1981) zu beschreiben, aber es stellt sich das Problem, was dies für die Soziologie als relativ junge Disziplin bedeutet. Wir sehen eine nachhaltige Ausdifferenzierung der akademischen Soziologie (und natürlich auch weit darüber hinaus), aber gerade dieser Befund gibt Anlaß zur Sorge, daß die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn und die Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems gerade nicht konvergieren. So geht das ungebremste Wachstum der Soziologie „keineswegs mit disziplinärer Konsolidierung" einher, sondern das Fach verliert sich in zahlreiche „Sektionen, die nebeneinanderherarbeiten, ohne viel Notiz voneinander zu nehmen". Unbestreitbar ist „die offenkundige Zerfaserung der soziologischen Diskurse", die in theoretischer, methodologischer und praktischer Hinsicht „weit unschärfer als etwa zur Zeit des Positivismusstreits" erscheinen (Bonß, Hartmann 1985, 9).

Dieses Bild vom Zustand der Soziologie kann man sich auch verdeutlichen, wenn man einmal einen Blick auf die jährlichen Buchpublikationen (nur) in der deutschsprachigen Soziologie wirft. Nicht mehr die Frage von wissenschaftlicher Qualität nach Maßgabe althergebrachten unternehmerischen Risikos eines buchbindenden Verlegers bestimmt das Marktgeschehen im Zeitalter der Fotokopierer, sondern ein Buch kann heute schon publizieren, wem es nur gelungen ist, eine hinreichende Anzahl von Seiten zu beschreiben. Die Konferenzprogramme der Soziologentage (zumindest bis zum 26. Deutschen Soziologentag in Düsseldorf) lesen sich wie ein riesiger akademischer Flohmarkt, wo nicht nach (wie auch immer definierter) Qualität selektiert wird, sondern wo jeder sich mit einem Beitrag darstellen kann, der die entsprechende Absicht dazu hat. Daß die einzelnen Beiträge dann überwiegend nicht einmal einen losen Bezug zu dem Rahmenthema des Kongresses zulassen, versteht sich dabei von selbst.

Die Pluralität von thematischer Breite, methodologischen Verfahren, inhaltlichen Befunden und widersprüchlichen Thesen im Fach gebiert denn auch weniger den Eindruck, daß hier nun professionelle Mythenjäger bei der Arbeit sind, sondern daß sich – im Sinne eines „anything goes" – jeder beteiligen kann, der ein auch noch so kleines Publikum findet. Wer mit seiner thematischen Ausrichtung und aufgrund des wissenschaftstheoretischen Bezuges nicht in die eine Sektion paßt, sucht sich eine andere. Die Schnittmengen sind mit Bezug auf fachliche Zuständigkeiten groß. Und wer weder hier noch dort landen mag, hat noch die Option auf unzählige internationale Zirkel und Arbeitskontexte. Praktisch sind das dann koexistente, aber kommunikativ separierte soziale Welten („universes of discourse"), die parallel auf der Suche nach wissenschaftlicher Erkenntnis sind, ohne sich wechselseitig umeinander zu kümmern oder sich für Verfahren, Fragestellungen und Hypothesen des anderen zu interessieren.

In vielem besteht das alte Humboldt'sche Wissenschaftsideal zwar nach wie vor, aber aufgrund des zwischenzeitlichen Größenwachstums der Universitäten und der entsprechenden organisatorischen Ausdifferenzierung hat sich ein Formwandel zur wissenschaftlichen Massenproduktion vollzogen, so daß Produktionsvollzüge und archaische Organisationsform zusehends in Kontrast geraten sind: Wissenschaftliche Organisation in Form universitärer Bürokratien einerseits und handwerksähnliche Produktion andererseits, wo in kleinbetrieblicher Weise „am Stück" gearbeitet wird, so daß die Universitäten letztlich als Basar von kleinen Handwerksbetrieben (Schütte 1993) angesehen werden können.

Ganz offensichtlich gibt es keinen Gleichklang zwischen der säkularen Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems und der entsprechenden Steigerung des Erkenntnisgewinns. Es war bereits *Auguste Comte*, der in seinen „Cours de Philosophie Positive" (1830–1842) einerseits die Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit von wisssenschaftlicher Spezialisierung und Differenzierung formulierte und gleichzeitig auch die Gefahr der erkenntnismäßigen Isolation und Parzellierung im Auge hatte[1]. Mit der Ausdiffe-

1 „Es ist offensichtlich diese Aufteilung verschiedener Forschungstypen unter verschiedene Gruppen von Wissenschaftlern, der wir die Entwicklung verdanken, die jede spezifische Klasse menschlichen Wissens in unserer Zeit erreicht hat. ... Aber wenn man auch die großartigen Ergebnisse anerkennen muß, die dieser Arbeitsteilung zu verdanken sind, wenn man auch einsehen muß, daß dies nun die wahre Grundlage der allgemeinen Organisation der wissenschaftlichen Welt bildet, so ist es doch auf der anderen Seite unmöglich, nicht über die großen Unannehmlichkeiten betroffen zu sein, für die diese Arbeitsteilung gegenwärtig verantwortlich ist, auf Grund der übergroßen Spezialisierung der Ideen, die jede Person mit großer Ausschließlichkeit beschäftigen. ... Sorgen wir dafür, daß der menschliche Intellekt nicht am Ende seinen Weg in einem Haufen von Einzelheiten verliert" (Comte 1907, 33).

renzierung der Geisteswissenschaften um die letzte Jahrhundertwende war der Prozeß der zunehmenden disziplinären Zellteilung in eine neue Stufe getreten. Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zerfielen in verschiedene akademische Inseln (Schefold et al. (eds.), 1994), die sich ihrerseits später weiter unterteilten. Und so hatte Max Weber in seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf" (1919, 1992) beispielsweise vergleichsweise früh darauf hingewiesen, daß man sich wissenschaftliche Reputation am ehesten dann erwerben könne, wenn man sich auf extrem spezialisierte Fragestellungen zurückziehe[2].

Die Segmentierung und Formierung in schmaler werdende Disziplinen hat sich bis zum heutigen Tag fortgesetzt. In der Soziologie war dieser Zellteilungsprozeß von dem Auftauchen stetig neuer „Bindesstrich-Soziologien" begleitet, was Norbert Elias bereits im Jahre 1970, also vor einem Vierteljahrhundert, pointiert kommentiert hatte, daß der Soziologie die Gefahr drohe, sich immer mehr in Spezialsoziologien aufzulösen. So distanziere man sich von dieser Arbeitsteilung nicht in genügendem Maße, um auch die Probleme der zunehmenden wissenschaftlichen Spezialisierung selbst in einer Weise zu stellen, daß sie einer systematischen wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht werden können (Elias 1981, 51). Wenn wir diesen solchermaßen beschriebenen Zustand der Disziplin vor Augen haben, ergibt sich die Frage, ob man wirklich universell von *der* Soziologie als *Ein-Typ-Disziplin* sinnvoll sprechen kann. Es zeichnete gerade die soziologischen Klassiker im Europa des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts von Marx über Durkheim, Simmel, Schmoller, Max Weber bis zu Werner Sombart aus, daß sie einen perspektivischen Zugriff hatten, der zumindest in die heutigen Kompetenzen von Soziologie, Nationalökonomie, Historik, Verwaltungs-, Religions- und Rechtswissenschaft hinein reichte. Wo aber dieser universalistische Untersuchungsansatz immer mehr in das Hintertreffen geraten ist, fragt sich, inwieweit die heutigen soziologischen Fachvertreter faktisch mehr und mehr in Forschungsroutinen verfallen, in denen gleichsam nur noch vorgezeichnete Malbücher ausgefüllt werden.

Was Robert K. Merton im Jahre 1937 mit seinem bekannten Aufruf zum „organisierten Skeptizismus" (Merton 1938) im Sinn hatte, hat Elias dann in gänzlich anderem Kontext mit seiner Formulierung von den Soziologen als *Mythenjägern* erneuert. Wer aber heute einmal den Blick über die Viel-

2 „In der heutigen Zeit ist die innere Lage gegenüber dem Betrieb der Wissenschaft als Beruf bedingt zunächst dadurch, daß die Wissenschaft in ein Stadium der Spezialisierung eingetreten ist, wie es früher unbekannt war, und daß dies in alle Zukunft so bleiben wird. Nicht nur äußerlich, nein, gerade innerlich liegt die Sache so: daß der einzelne das sichere Bewußtsein, etwas wirklich ganz Vollkommenes auf wissenschaftlichem Gebiet zu leisten, nur im Falle strengster Spezialisierung sich verschaffen kann" (Weber 1992, 11).

zahl soziologischer Wagenburgen schweifen läßt, hat erhebliche Schwierigkeiten, solche Mythenjäger auszumachen. Das Fach in seinen Untergliederungen erstarrt in Selbstgefälligkeit; wo selbstreflexive Kritik angebracht wäre, bleibt sie stumm. Die Ausnahme besteht dort, wo sich in einem eigenen Diskurs im Rahmen der Wissenschaftssoziologie zwischenzeitlich professionell eine Form der innengewandten Kritik etabliert hat, aber im Rahmen der Arbeitsteilung wiederum nicht auf andere Soziologien vermittelt wird bzw. vermittelt werden kann. Kritik ist hier nicht selten zum Selbstzweck in einem eigenen Kommunikationszusammenhang geworden. Die Schwierigkeiten liegen offenkundig darin, die „grundsätzlich eingestandene Entzauberung auf die eigene materiale Arbeit zu beziehen oder über diese hinausgehend zu formulieren" (Bonß, Hartmann 1985, 11). Aufgrund empirischer Studien über die Praxis des Rezensionswesens läßt sich beispielsweise generell formulieren, daß Kritik in der Wissenschaftspraxis einer *Doppelmoral* gehorcht, nach der zwar ein prinzipielles Bekenntnis zur Kritik als Institution abgelegt wird, auf der personalen Ebene aber gleichzeitig ein „Sich-Verwahren" gegenüber Kritik am *eigenen* Arbeitsertrag zu beobachten ist (vgl. Hartmann, Dübbers 1985, Kap. V).

Damit erleben wir eine Situation, in der die Soziologie hochgradig segmentiert erscheint und sich in diesem Sinne als arbeitsteiliges soziales System beweist, in dem Individuen am Werk sind, die im wahrsten Sinne des Wortes „auch nur Menschen sind". Diesen soziologischen Subsystemen entsprechen spezifische Denkauffassungen im Sinne von typischen Lösungsansätzen, die Thomas S. Kuhn als Paradigmata (Kuhn [1962] 1973) bezeichnet hatte. Mit Ludwik Fleck, der im Vorwort der Kuhnschen Arbeit (1973, 9) positive Erwähnung findet[3], kann man vielleicht besser in der Kategorie von Denkkollektiven sprechen, die durch bestimmte Denk*zwänge* zu jeweils bestimmten Denk*stilen* nötigen (Fleck [1935] 1980). Flecks Thesen liegt die Annahme von der historischen Bedingtheit des Wissens zugrunde. Sein sozialpsychologischer Ansatz über die Strukturen von „Denkkollektiven" vermag Beharrungsvermögen und Dynamik von thematischen (Fort-)Entwicklungen plausibel zu fassen. Innovationen vollziehen sich hiernach weniger im individualistischen Sinne des Typus Julius Cäsar („veni

3 Erst im unmittelbaren Abgleich der Studien von Fleck und Kuhn stellt man fest, wie wörtlich es zu nehmen ist, wenn Kuhn sagt, daß Fleck viele seiner Gedanken vorweggenommen hat. Die Erstpublikation des polnischen Juden und Mediziners Fleck in deutscher Sprache im Jahre 1935 erreichte nicht das wissenschaftliche Publikum, das das Buch verdient gehabt hätte. Im Deutschland der Nazis konnte es kein Interesse finden, und die in die Emigration aufbrechenden intellektuellen deutschsprachigen Zentren in Wien, Prag und Berlin hatten die Fleck'sche Arbeit nicht mit im Reisegepäck, um es solchermaßen in die angelsächsischen Länder exportieren zu können.

– vidi – vici"), sondern in dem der sukzessiven Transformation von Wissenschaftsfronten, die von „Denkkollektiven" abgesteckt werden.

In einem solchen Ansatz werden dann auch die mit solchen Denkkollektiven verbundenen sozial-normativen Rigiditäten transparenter. Bei vielen Aussagen handelt es sich häufig weniger um wissenschaftliche und intersubjektiv überprüfbare Theoreme, sondern in erster Linie um *Gesinnungen* und *kodexverhaftete Glaubenssätze*. Es ist wichtig, die richtige Flagge zu hissen und zur richtigen Zeit die richtigen Worte zu sagen, um zu dem jeweiligen Denkkollektiv zu gehören. Dabei bemißt sich das, was „richtig" und „falsch" ist, weniger an diskursiv zugänglichen und überprüfbaren Kriterien, sondern wesentlich stärker an vor-argumentativen, normativ-affektuellen Zugehörigkeitsgefühlen, denen ein entsprechendes habituelles Verhalten korrespondiert.

Die Existenz solcher Rigiditäten erklärt sich vielleicht passend mit universell-regressiven Handlungsmechanismen der Komplexitätsentlastung durch Routinen. Daß sich dabei gelegentlich der Kontext radikal wandelt, und dann mit anderen Vorzeichen frühere Kritiker zu nun selber kritisierten Etablierten werden, die dieselben strukturellen Ausprägungen hervorbringen, verdeutlicht die überindividuelle soziale Organisationslogik[4]. Die aufklärerische Rolle des Soziologen, dem die Aufgabe des Entschlüsselns sozialer Ideologiecodes zukommt, erscheint summa summarum häufig in einem eher trüben Licht. Hinter der Losung von der Jagd nach Mythen verbirgt sich nicht selten nur eine Jagd nach Ressourcen, die sich aber immer im Rahmen von lose formierten Denkkollektiven vollzieht. Die informelle Mitgliedschaft in solchen Denkkollektiven mit ihren Regelsystemen von Ein- und Ausschluß ist an sozial-normative Etiketten gebunden, die so etwas wie der „Knigge" des Wissenschaftssystems sind. Man muß mit

4 Joseph A. Schumpeter machte deutlich, daß dabei formell kein Unterschied zwischen der Anpassung nach „links" oder „rechts" besteht. Die Prinzipien greifen unterschiedslos. Es ist interessant zu lesen, wie Schumpeter im Amerika der 40er Jahre beispielsweise den damaligen akademischen anti-kapitalistischen Komment beschreibt, der in Deutschland dann erst viel später Platz nahm: „Die Atmosphäre der Feindschaft gegenüber dem Kapitalismus ... macht es viel schwieriger als es sonst wäre, sich eine vernünftige Ansicht über seine wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen zu bilden. Die öffentliche Meinung ist allgemach so gründlich über ihn verstimmt, daß die Verurteilung des Kapitalismus und aller seiner Werke eine ausgemachte Sache ist, – beinahe ein Erfordernis der Etikette der Diskussion. Was auch die politische Vorliebe des jeweiligen Autors oder Redners sein mag, ein jeder beeilt sich, sich diesem Kodex anzupassen und seine kritische Einstellung zu betonen, sein Freisein von jeglichem ‚sich zufrieden geben', seinen Glauben an die Unzulänglichkeit der kapitalistischen Leistungen, seine Abneigung gegen die kapitalistischen und seine Sympathie für die antikapitalistischen Interessen. Jede andere Haltung gilt nicht nur als verrückt, sondern als antisozial und wird als Zeichen unmoralischer Unfreiheit angesehen" (Schumpeter 1950, 107).

anderen Worten „auf Linie" sein, um Chancen auf dauerhafte Zugehörigkeit und Protektion zu haben[5]. Auf den Spuren dieses Zwanges zur Linientreue erscheint der vermeintliche Mythenjäger am Ende vielleicht wesentlich adäquater als Konvoifahrer.

LITERATURVERZEICHNIS

Adorno Th. W., Albert H., Habermas J., Pilot K., Popper K. R. Hrsg. (1969), *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied – Berlin, Luchterhand.

Albert H., Topitsch E. Hrsg. [1971] (1979), *Werturteilsstreit*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Apel K.-O., Kettner M. Hrsg. (1994), *Mythos Wertfreiheit? Neue Beiträge zur Objektivität in den Human- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M.-New York, Campus.

Beck U. (1982), Folgeprobleme der Modernisierung und die Stellung der Soziologie in der Praxis, in: Beck U. Ed., *Soziologie und Praxis. Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven*, Soziale Welt, Sonderband 1, Göttingen, 1–23.

Bonß W., Hartmann H. (1985), Konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung. Zum Wirklichkeitscharakter soziologischer Diskurse, in: Bonß W., Hartmann H. Hrsg., *Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung*, Soziale Welt, Sonderband 3, Göttingen, 9–46.

Berger P. L. (1963), *Invitation to Sociology*, Garden City, Doubleday.

Berger P. L. (1994), Does Sociology Still Make Sense?, in: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie/Revue suisse de Sociologie*, 20 (1), 3–12.

Berger P. L., Luckmann Th. (1966), *The Social Construction of Reality*, Garden City, Doubleday.

Boudon R. (1971), *La Crise de la sociologie*, Paris, Droz.

Coenen-Huther J., (1995), Crise de la Sociologie ou Sociologues en Crise?, in: *Revue Européenne des Sciences Sociales/Cahier Vilfredo Pareto*, XXXIII (100), 185–189.

Comte A. [1830] (1907[5]), *Cours de Philosophie Positive*, 1. Band, Paris.

Elias N. [1970] (1981[4]), *Was ist Soziologie*? München, Juventa.

Fleck L. [1935] (1980), *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Gouldner A. (1972), *The Coming Crisis of Western Sociology*, London, Heinemann.

Hartmann H., Dübbers E. (1985), *Kritik in der Wissenschaftspraxis. Buchbesprechungen und ihr Echo*, Frankfurt – New York, Campus.

Horowitz I. L. (1993), *The Decomposition of Sociology*, New York, Oxford University Press.

Keuth H. (1989), *Wissenschaft und Werturteil. Zu Werturteilsdiskussion und Positivismusstreit*, Tübingen, J.C.B. Mohr.

5 Das schließt natürlich nicht aus, daß die einzelnen akademischen Karrieren bei aller Kontingenz weitestgehend „*Hasard*" sind, wie Max Weber (1992, 8 ff.) es ausdrückte: „Gewiß: nicht nur der Zufall herrscht, aber er herrscht doch in ungewöhnlich hohem Grade. Ich kenne kaum eine Laufbahn auf Erden, wo er eine solche Rolle spielt" (Weber 1992, 9). Aber im Umkehrschluß bedeutet es freilich auch, daß man sinnvollerweise mit dem Strom schwimmt, als es in umgekehrter Richtung zu versuchen.

Kuhn Th. S. [1962] (1973), *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a. M., Suhrkamp.

Luhmann N. (1981), Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn, in: Stehr N., Meja V. Hrsg., *Wissenssoziologie*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologiie, Sonderheft 22, Opladen, 102–139.

Mayer K. U. (1989), Empirische Sozialstrukturanalyse und Theorien der gesellschaftlichen Entwicklung, in: *Soziale Welt*, 40, 297–308.

Mayntz R. (1994), Krise der Soziologie? in: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie/Revue suisse de Sociologie*, 20 (3), 551–555.

Menger C. (1883), *Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie insbesondere*, Leipzig, Duncker & Humblot.

Merton R. K. (1938), Science and the Social Order, in: *Philosophy of Science*, 5, 321–337.

Mills C. W. (1959), *The Sociological Imagination*, Oxford – New York: Oxford University Press.

North D. C. [1981] (1988), *Theorie des institutionellen Wandels. Eine neue Sicht der Wirtschaftsgeschichte*, Tübingen, J.C.B. Mohr.

Nowak S. (1989), Comparative Studies and Social Theory, in: Kohn M. L. Ed., *Cross-National Research in Sociology*, Newbury Park – London – New Delhi, Sage, 34–56.

Schefold B., Norr F. W., Tenbruck F. Hrsg. (1994), *Deutsche Geisteswissenschaften zwischen Kaiserreich und Republik. Zur Entwicklung von Nationalökonomie, Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft im 20. Jahrhundert*, Stuttgart, Steiner.

Schelsky H. (1975[2]), *Die Arbeit tun die anderen. Klassenherrschaft und Priesterherrschaft der Intellektuellen*, Opladen, Westdeutscher Verlag.

Schmoller G. (1883), Zur Methodologie der Staats- und Sozialwissenschaften, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reich*, Leipzig, Duncker & Humblot, 239–258.

Schumpeter J. A. [1942] (1950), *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, München, Leo Lehnen.

Schütte H. G. (1993), *Wissenschaftswachstum, Qualitätskonkurrenz und Selbstregulierung*, Manuskript.

Sennett R. (1994), Das Ende der Soziologie, in: *Die Zeit*, Nr. 40, 61–62.

Sorokin P. (1956), *Fads and Foibles in Modern Sociology*, Chicago, Henry Regnery.

Weber M. [1919] (1992[9]), *Wissenschaft als Beruf*, Berlin, Duncker & Humblot.

Adresse des Verfassers:
PD Dr. Dieter Bögenhold, Universität Bremen,
ZWE „Arbeit und Region", Parkallee 39, D-28209 Bremen